

---

## **Gedenkstättenpädagogik mit sozial benachteiligten Jugendlichen**

**WERNER NICKOLAI**

**Katholische Fachhochschule Freiburg**

### **Vorbemerkung**

Rechtsextremistisch orientierte Straftaten, insbesondere von Jugendlichen und Heranwachsenden, meist Skinheads, begangen, haben im Sommer und Herbst des vergangenen Jahres eine herausragende Bedeutung erfahren und entsprechend in der breiten Öffentlichkeit Beachtung gefunden.

Die Diskussion, wie mit rechtsextremistischen Jugendlichen umzugehen ist, beschäftigt uns allerdings schon seit Anfang der 90er Jahre. Vor dem Hintergrund, dass insbesondere in den neuen Bundesländern ein enormer Anstieg von Gewalttaten zu verzeichnen war, stellte die damalige Bundesfamilienministerin Angela Merkel durch das sogenannte "Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt" Sondermittel für eine zielgerichtete Jugendsozialarbeit zur Verfügung. Auch in den alten Bundesländern ließ sich die Sozialarbeit, die zunächst mit rechten und gewaltbereiten Jugendlichen nichts zu tun haben wollte, zusehends mehr auf die Arbeit mit dieser für sie neuen Klientel ein. Es entwickelte sich gar ein eigenes Konzept der so genannten "akzeptierenden Jugendarbeit", die auf den Bremer Fachhochschullehrer Franz-Josef Krafeld zurückgeht. Der "akzeptierende Ansatz" war zuvor erfolgreich in der Arbeit mit schwerst drogenabhängigen Jugendlichen praktiziert worden. Weiterhin entwickelten sich unterschiedliche Konzepte des "Anti-Gewalt-Trainings", und auch mit erlebnispädagogischen Angeboten wollte man die Jugendlichen erreichen. Verschiedenen Orts wurden im Sinne eines politischen Bildungsangebotes

Gedenkstättenpädagogische Projekte durchgeführt. Hierauf werde ich im Detail dann eingehen. Dies sind nur drei Beispiele aus einer großen Palette pädagogischer Ansätze mit diesen Jugendlichen. Ohne eine Kausalität herstellen zu wollen, gilt festzustellen, dass rechtsextremistische und ausländerfeindliche Straftaten nach ihren Höhepunkten in den Jahren 1992 und 1993 wieder abnahmen. Es scheint, und dies sage ich bei allem Vorbehalt hinsichtlich der Aussagekraft der Polizeilichen Kriminalstatistik, dass wir jetzt wieder einen Anstieg zu verzeichnen haben.

Die im Sommer und Herbst geführte Debatte über den "richtigen" Umgang mit rechten Straftätern hatte eine neue Qualität. Wenn auch in den Jahren zuvor neben der Entwicklung sozialpädagogischer Hilfsangebote für diese Jugendlichen schon eine massive Verschärfung des Jugendstrafrechts gefordert wurde, so wird heute in der Diskussion ausschließlich auf Repression, auf hartes Strafen gesetzt. Als wegweisend und richtig wird "das Urteil von Dessau" insbesondere von Politikern bezeichnet, durch das zwei Jugendliche zu neun Jahren Jugendstrafe und ein Erwachsener zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe wegen Mordes an dem Mozambikaner Alberto Antonio verurteilt wurden. Neben dem Ruf nach dem harten Gesetz - teilweise will man, dem amerikanischen Vorbild folgend, ein "Hate-Crime" Gesetz, ein Sonderstrafrecht für "Hassverbrechen" - werden gleichzeitig sozialpädagogische Ansätze öffentlich diffamiert. So stellt etwa "Die Zeit" in ihrer Ausgabe vom 10. August 2000 fest, dass die Sozialarbeit im Umgang mit diesen Jugendlichen überfordert sei. Der "akzeptierenden Sozialarbeit" erteilte sie mit einem Verweis auf eine "deprimierende Praxis" eine eindeutige Absage.

Dabei kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die "akzeptierende Sozialarbeit" absichtlich missverstanden wird. Bundesumweltminister Jürgen Trittin versteigt sich im "Spiegel" vom 7. August 2000 gar zu der Aussage, dass sich die Sozialarbeit als Fehler entpuppt habe. Meines Wissens nach liegen keine Untersuchungen vor, die eine solche Behauptung, wenn auch sehr pauschal gemacht, rechtfertigen.

Politischen Bildungsangeboten wird vorgehalten, dass sie ein grober Irrtum seien, da man "fundamentalistischen Schlägern mit weiteren Lektionen über deutsche Vergangenheit nicht beikommen könne". So stelle auch Klaus von Dohnanyi in der "Zeit" vom 7. August 2000 fest: "Es ist ein Irrtum zu glauben, rassistische Gewalt oder Gewalt gegen Andersdenkende könnten am besten mit mehr Information über Terrorregime bekämpft werden. Mehr Wissen über Naziverbrechen macht nicht immun gegen die Versuchung der Gewalt".

Wilhelm Heitmeyer<sup>1</sup> äußert sich ähnlich, indem er in der Zeitschrift "Sozial Extra" feststellt: "Dass darüber hinaus mehr Informationen über den Holocaust die jungen Menschen resistenter gegenüber dem heutigen Rechtsextremismus machen, lässt sich nicht belegen. Schwierig und letztlich kaum stichhaltig ist die Annahme, dass man verfestigte Vorurteile durch bessere Gegeninformation verjagen könne".

Was im Umgang mit diesen Jugendlichen tatsächlich hilft, bringt Stefan Hupka in der "Badischen Zeitung" vom 4. August 2000 auf den Punkt, wenn er folgendes ausführt: "Es handelt sich überwiegend um Leute, die sich nur im Rudel, in der Übermacht oder unter Einfluss von Alkohol stark fühlen – einmal gegenüber Wehrlosen; einzeln und für sich allein entpuppen sie sich oft als komplex beladene, feige Würstchen. Man darf sie nicht aufwerten, sondern man muss sie bekämpfen – äußerst respektlos". Einer solchen Grundhaltung, wie sie hier bei Hupka deutlich wird, kann sich die Sozialarbeit nicht anschließen. Dieses Menschenbild, sofern man hier davon überhaupt sprechen kann ("feige Würstchen"), widerspricht ihrer ethischen Grundhaltung.

---

<sup>1</sup> Heitmeyer, W.: Rechts kommt nicht aus dem Nichts. In: Sozial Extra. September 2000, S. 10 - 11.

Es bleibt für mich auch rätselhaft, warum der Pädagogikprofessor Benno Hafener<sup>2</sup> zu dem Ergebnis kommt, dass hier nur der Strafvollzug angezeigt wäre. Er fordert, dass Polizei und Justiz den Tätern gegenüber ganz unpädagogisch und repressiv vorzugehen haben und Härte zeigen müssen. Ich will hier nicht ausführen, warum ich den derzeitigen Strafvollzug bei rechtsextremistischen Jugendlichen geradezu für kontraproduktiv halte. Der Schrei nach einer härteren Gangart im Umgang mit diesen Jugendlichen kommt aus einer Hilflosigkeit, die ich durchaus verstehen kann. Selbst wenn der Strafvollzug als Ultima ratio derzeit als unersetzbar angesehen wird, so zeigt die Erfahrung verschiedenster Projekte, dass eine Sozialarbeit auch mit rechtsorientierten Jugendlichen möglich ist.

### **Für die Zukunft lernen**

Ich will nun auf das Projekt "Für die Zukunft lernen" eingehen. "Für die Zukunft lernen" ist ein bildungspolitisches Projekt speziell für "sozial benachteiligte" Jugendliche. Es richtet sich an sogenannte "schwierige" Jugendliche, die schulresistent, delinquent sowie kognitiv nicht sonderlich belastbar sind und so kaum über eine politische Bildung verfügen. Hinzu kommt bei vielen Jugendlichen eine Familiensituation, die einen derzeitigen Aufenthalt in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung erforderlich macht. Immer wieder gelingt es, auch Jugendliche anzusprechen, die, vielleicht ebenfalls vor dem oben geschilderten Hintergrund, Kontakt zu rechten Gruppierungen gefunden haben bzw. bei denen sich eine rechtsextremistische Einstellung langsam abzeichnet.

Das Projekt, das vom Christophorus-Jugendwerk Oberrimsingen, einer Einrichtung der stationären Jugendhilfe für männliche Jugendliche im Alter von 14 bis 20 Jahre, und der Katholischen Fachhochschule Freiburg 1992 konzipiert wurde, wird seit 1993 regelmäßig einmal im Jahr

<sup>2</sup> Hafener, B.: Rechtsextremismus, Gewalt und Demokratie: Ein Gesamtkonzept gegen "Demokratiegefährdung von rechts" ist nicht zu erkennen. In: Sozial Extra. September 2000, S.12 - 13.

durchgeführt. Es stellte zunächst eine Antwort auf die Auseinandersetzung mit Jugendlichen des Christophorus-Jugendwerkes dar, die insbesondere im Jahr 1992, dem Jahr, als rechtsorientierte Jugendliche in Rostock-Lichtenhagen das dortige Ausländerwohnheim angriffen, durch Gewalthandlungen und ihr äußerliches Auftreten (Glatze, Bomberjacke, Springerstiefel) deutlich machten, dass sie sich der Skinheadszene zugehörig fühlen.

Als Leitmotiv für dieses Projekt wählten wir ein Zitat aus der Rede von Richard v. Weizsäcker vom 8. Mai 1985, in der er sagt: "...daß die Jugend nicht verantwortlich ist für das, was damals geschah, aber sie ist verantwortlich für das, was in der Geschichte daraus wird. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird anfällig für neue Ansteckungsgefahren".

Neben den Jugendlichen aus dem Christophorus-Jugendwerk und den Studierenden der Katholischen Fachhochschule nehmen regelmäßig auch Jugendliche aus Rostock-Lichtenhagen und aus dem dortigen Landkreis Bad Doberan am Projekt teil. Zu Rostock gibt es seit 1993 eine feste Partnerschaft. Gerade die Projektarbeit mit jugendlichen Skinheads aus Rostock, die sich an den Angriffen gegen die zentrale Aufnahmestelle für Flüchtlinge und das Wohnheim vietnamesischer VertragsarbeiterInnen in Rostock-Lichtenhagen im August 1992 beteiligt haben, hat sich hier nachweislich bewährt.

Das Projekt steht aber auch für andere sozialpädagogische Einrichtungen offen. So haben etwa Jugendliche und Erwachsene des Kinderheims in Riegel oder aus dem Raphaelshaus in Dormagen wie auch aus dem Jugendhilfswerk Freiburg teilgenommen. Zunehmend mehr nehmen auch sogenannte Multiplikatoren an unserem Projekt teil. Im vergangenen Jahr waren dies zwei Sozialpädagoginnen des Stadtjugendrings Greifswald, die dann selbst im Oktober mit ihren Jugendlichen ein eigenes Projekt durchgeführt haben.

Das diesjährige Projekt findet vom 1. bis zum 9. Juni statt. Neben dem Christophorus-Jugendwerk Oberrimsingen, der Katholischen Fachhochschule Freiburg und unseren Partnern aus Rostock werden in diesem Jahr auch Jugendliche und Erwachsene des Jugendhilfswerks Freiburg und der Waisenhausstiftung Freiburg teilnehmen. Mit der stärkeren Konzentration auf Freiburg will unser Verein einen aktiven Beitrag leisten zu der vom Gemeinderat der Stadt Freiburg einstimmig verabschiedeten Resolution gegen rechte Gewalt, gegen Fremdenhass und Ausländerfeindlichkeit.

Ziel der meist 8 bis 10-tägigen Aufenthalte in Auschwitz ist es, dass sich die TeilnehmerInnen mit der Geschichte auseinandersetzen, um so aus der Geschichte für die Gegenwart und Zukunft zu lernen.

Im Folgenden möchte ich in aller Kürze das Projekt vorstellen:

Das Programm sieht neben den ausführlichen Besichtigungen der KZ-Gedenkstätten Auschwitz I (Stammlager) und Auschwitz II (Birkenau) wenigstens vier Tage vor, an denen jeweils am Vormittag in Birkenau gearbeitet wird. Meist wird dort eine in den vergangenen 50 Jahren von der Vegetation überwucherte Lagerstraße oder eine Latrinenbaracke wieder freigelegt. Die Nachmittage bleiben weitgehend von Programmpunkten frei, damit den TeilnehmerInnen ausreichend Zeit verbleibt, die vielfältigen emotionalen Eindrücke zu verarbeiten. Gesprächskreise am Abend sollen dies unterstützen. Darüber hinaus schreiben die einzelnen TeilnehmerInnen Tagesprotokolle; sie fassen zu Beginn des Projekts schriftlich zusammen, warum sie mit nach Auschwitz gefahren sind, und nehmen abschließend Stellung zu ihren Projekterfahrungen als eine der zahlreichen Möglichkeiten zur Reflexion. Jugendliche, die sich mit dem Schreiben schwer tun, können sich zu ihrer Unterstützung an einen Erwachsenen ihrer Wahl wenden. Damit kommen dann weitere Gespräche, die das Erlebte reflektieren, zustande. Die so gefertigten Protokolle werden zu einer Dokumentation zusammengefasst, mit Bildern versehen und allen TeilnehmerInnen zur Verfügung gestellt.

Eine weitere Form der Verarbeitung des Erlebten und Gesehenen stellt das Malen dar. Die TeilnehmerInnen werden nach den beiden Besichtigungen von Auschwitz I und Auschwitz II gebeten, auf einem Bild das festzuhalten, was sie am stärksten beeindruckt und bewegt hat. Die Bilder werden vom Maler selbst in der Gruppe vorgestellt und erläutert und anschließend mit einem Text versehen. Auch die gemalten Bilder werden, soweit dies möglich ist, in die Dokumentation mit aufgenommen.

1996 wurde erstmals ein Fotoseminar, dem wir den Namen "Hinsehen" gegeben haben, durchgeführt. Auch hier waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aufgefordert, das zu fotografieren, was sie am stärksten beeindruckt, am stärksten bewegt hat. Aus der Vielzahl der Fotografien wählte jede Fotografin/jeder Fotograf die drei Fotos aus, die ihr/ihm die wichtigsten waren. Die Bilder wurden in der Gruppe vorgestellt und ebenfalls mit einem Untertitel versehen. Die so entstandene Ausstellung konnte dann an verschiedenen Orten – im Christophorus-Jugendwerk Oberrimsingen, in der Stadthalle Breisach, beim Deutschen Caritasverband Freiburg, im Europaparlament in Straßburg wie auch an verschiedenen Stellen in Rostock und in Bremen – gezeigt werden. Ziel war auch hier, wann immer möglich die ProjektteilnehmerInnen an der Ausstellungseröffnung zu beteiligen. Die Ausstellung wurde zwischenzeitlich auch in Buchform<sup>3</sup> veröffentlicht.

Ein weiterer Schwerpunkt neben den Führungen durch die Gedenkstätte, der Arbeit in Birkenau und den mündlichen, schriftlichen und künstlerischen Reflexionsmöglichkeiten sind die Gespräche mit ehemaligen Häftlingen. Durch die Diskussion mit den Zeitzeugen wird die sonst für Jugendliche kaum fassbare Geschichte des Nationalsozialismus und der Konzentrationslager personalisiert und damit begreifbar. Die persönlichen Begegnungen mit ehemaligen Häftlingen lassen aber auch das Ausweichen vor den Gräueltaten der NS-Diktatur nicht mehr zu. Um es auf den Punkt zu bringen: Wer von einem Häftling über die

<sup>3</sup> Nickolai, W.; Scheiwe, N.: Hinsehen - Junge Menschen sehen Auschwitz. Freiburg 1997.

Existenz der Gaskammern erfährt, wird kaum noch der "Auschwitz-Lüge" Glauben schenken.

Die Erfahrung vorangegangener Projekte lehrt uns, dass es nicht möglich ist, sich zehn Tage lang ausschließlich mit dem Konzentrationslager zu beschäftigen. Deshalb sieht das Programm auch Ausflüge in die nahe Umgebung, so etwa einen ganztägigen Ausflug nach Krakau und den Besuch eines imposanten Salzbergwerks in Wieleczka, vor.

Pädagogische Arbeit mit sozial benachteiligten Jugendlichen ist zwar innerhalb der Gedenkstättenpädagogik noch eine Marginalität, findet aber in der Fachöffentlichkeit zusehends Beachtung. Sie findet zwischenzeitlich auch ihre Resonanz und ihre kritische Auseinandersetzung in der Fachliteratur. So beschreiben etwa Reinhard Koch und Sabine Behn<sup>4</sup> in ihrem Buch "Gewaltbereite Jugendkulturen – Theorie und Praxis sozialpädagogischer Gewaltarbeit" die Möglichkeit einer politischen Bildung mit rechtsorientierten Jugendlichen. Auch Manfred Wittmeier<sup>5</sup> greift in seinem Buch die Debatte um die pädagogische Arbeit mit den sozial Benachteiligten auf.

Eine für mich äußerst interessante Entwicklung beobachte ich in Vereinen bzw. bei Organisationen, die Gedenkstätten sehr nahestehen, wie etwa bei der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Auschwitz oder dem Förderverein für Internationale Jugendbegegnung in Dachau. So setzte sich die Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz in einer Tagung mit dem Thema "Rechtsextremistische Tendenzen unter Jugendlichen" auseinander und ging dabei auf unseren gedenkstättenpädagogischen Ansatz ein. In Dachau werden zwischen Jugendrichterrinnen aus München, dem Förderverein und der Gedenkstätte Gesprä-

---

<sup>4</sup> Koch, R.; Behn, S.: Gewaltbereite Jugendkulturen. Theorie und Praxis sozialpädagogischer Gewaltarbeit. Weinheim und Basel 1997.

<sup>5</sup> Wittmeier, M.: Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz. Zur Pädagogik der Erinnerung in der politischen Bildung. Frankfurt 1997.

che darüber geführt, inwieweit etwa im Rahmen Sozialer Trainingsmaßnahmen die Auseinandersetzung mit dem KZ-Dachau für Jugendliche mit rechtsextremistischer Orientierung aufgegriffen werden kann.

Beide Organisationen, die Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz wie auch der Förderverein für Internationale Jugendbegegnung in Dachau, haben bislang positive Projekterfahrungen mit der Klientel der Sozialarbeit gemacht. In Dachau wurde mir aber auch zugleich die eher distanzierte Haltung der Gedenkstättenleitung deutlich und verständlich. Rechtsextremistische Jugendliche haben in Auschwitz, Sachsenhausen, in Buchenwald und Dachau durch entsprechende Auftritte international Aufsehen erregt; sie wissen öffentlichkeitswirksam zu provozieren. Ihre Form der "politischen Bildung" ist der Besuch der Gedenkstätte, um dann, gerade durch die persönlich vorgenommene Augenscheinnahme, weiter behaupten zu können, dass, etwa wie von Althans medienwirksam demonstriert, in Auschwitz keine jüdischen Menschen vergast wurden.

Micha Brumlik<sup>6</sup> stellt mit Recht an die Sozialarbeit die Anfrage: "Lassen sich wirklich keine besseren Formen sozialen Trainings denken, als eine mühsame Fahrt nach Polen, nach Oswiecim? Muss man, um aggressiven jungen Männern klar zu machen, dass man Menschen mit anderer Hautfarbe nicht drangsalieren darf, weite und teure Reisen auf sich nehmen - und sich dabei in einen unheimlichen Bezirk begeben, der das Fassungsvermögen der Probanden überfordern muss und damit ihre Erfahrungen der Banalität preisgibt? Wäre nicht zu bedenken, ob das Andenken der Opfer in einer peinlichen Weise verschlissen und vernutzt wird?"

---

<sup>6</sup> Brumlik, M.: Pädagogik nach Auschwitz - Fünfzig Jahre nach der Befreiung. In: Nickolai, W.; Scheiwe, N. (Hrsg.): Auschwitz - Für die Zukunft lernen. Bielefeld 1995.

So sehr ich Micha Brumlik zustimme – wenngleich für mich noch nicht entschieden ist, dass Fahrten nach Auschwitz, wie Brumlik es fordert, allein nur der Ehre der Opfer gelten dürfen – und so sehr ich die Zurückhaltung, ja Ängste der Gedenkstättenleitung verstehe, so gilt es dennoch zu konstatieren, dass rechtsextremistische Jugendliche KZ-Gedenkstätten für ihre "politische Bildung", für ihre für uns unerträgliche Form der Provokation missbrauchen. An diesem sehr aufregenden Punkt stellt sich die Frage, ob und wie Sozialarbeit reagieren, welche mögliche Antworten sie hierauf geben kann.

Max Mannheimer, ehemaliger Häftling von Auschwitz und Dachau, hat die Auseinandersetzung mit Althans öffentlich in einer Fernsehdiskussion geführt. Er scheut auch nicht davor zurück, mit rechtsextremen Jugendlichen ins Gespräch zu kommen. "Wenn wir aufklärerisch wirken wollen", so seine persönliche Einstellung, "ist das offene Gespräch, die Dialogbereitschaft auch mit Menschen, die in ihrem (derzeitigen) Lebensentwurf nicht unseren Vorstellungen entsprechen, die einzige Chance".<sup>7</sup>

Ich sehe für die Sozialarbeit keinen anderen Weg als den, den Max Mannheimer gewählt hat. Ich bin mir dabei der begrenzten Wirkung der Sozialarbeit sehr bewusst und deshalb weit davon entfernt zu glauben, dass die kommunikative Kompetenz der Sozialarbeit unser gesellschaftliches Problem mit "rechten", gewaltbereiten Jugendlichen lösen kann. Darüber hinaus sind rechtsextreme Jugendliche, wenn sie in einer rechtsextremen Partei organisiert sind, für die Sozialarbeit nur schwer erreichbar. Zugang zu ihnen ergibt sich meist nur im strafprozessualen Kontext, etwa im Rahmen der Jugendgerichtshilfe oder in der Bewährungshilfe wie auch als Insassen totaler Institutionen, also in Jugendstrafanstalten und in der Heimerziehung. In der offenen Jugendarbeit waren und sind diese Jugendlichen kaum erreichbar. Eine sich eher als antifaschistisch verstehende Sozialarbeit wollte bislang mit diesen Jugendlichen auch nichts zu tun haben. Hausordnungen, die Jugend-

7

Mannheimer, M. in: Für die Zukunft lernen - Verein zur Erhaltung der Kinderbaracke Auschwitz-Birkenau e.V. Breisach 1999.

zentren als gewaltfreie Zone definieren, grenzen diese Jugendlichen aus und erschweren damit den Zugang zu ihnen.

Die Theorie des "Labelling Approach" lehrt uns, dass Strategien gesellschaftlicher Ausgrenzung den Handlungsspielraum der Jugendlichen für legales, für sozial erwünschtes, für normgerechtes Verhalten zusehends einschränken. So verhalten sich als rechtsextrem etikettierte Jugendliche auch deshalb so, weil von ihnen nichts anderes mehr erwartet wird und weil dies aus ihrer subjektiven Sicht die einzige Möglichkeit zu sein scheint, auf sich aufmerksam zu machen.

Mir ist es wichtig, in sieben Punkten einige Anmerkungen zu den Rahmenbedingungen, zu dem Setting unserer Projektarbeit zu machen. Auch bei dem von mir favorisierten Ansatz der akzeptierenden Sozialarbeit gibt es Grenzen. Es geht dabei um die pädagogische Kunst, Grenzen zu ziehen, ohne auszugrenzen.

1. Eine unabdingbare Voraussetzung zur Teilnahme am Projekt ist die Freiwilligkeit. Jugendrichterliche Auflagen, und seien sie noch so gut gemeint, erscheinen mir eher kontraproduktiv. Ganz unabhängig davon haben richterliche Auflagen, wenn sie nicht erfüllt werden, sanktionierende Konsequenzen.
2. Neben der Freiwilligkeit als Voraussetzung gilt es, bei der Teilnehmersauswahl sehr behutsam vorzugehen. Jugendliche, bei denen wir aufgrund unterschiedlichster Verhaltensauffälligkeiten die Erfahrung machen, dass sie schon eine Menge psychischer Energie aufbringen müssen, um den normalen Alltag zu bewältigen, werden möglicherweise mit solchen Projekten überfordert.
3. Mit der Zusage zur Teilnahme ist auch die Erwartung an den Teilnehmer/die Teilnehmerin verbunden, sich auf die Inhalte des Projekts einzulassen. So wird als verbindlich die Teilnah-

me an den Führungen durch die Gedenkstätte wie auch die Teilnahme an den Zeitzeugengesprächen vereinbart.

4. Die Teilnahme an den Erhaltungsarbeiten der Gedenkstätte wird zwar ebenfalls erwartet, sollte aber nicht zur Pflicht werden. Angesichts der Perversität, die der Begriff "Arbeit" in Konzentrationslagern erfahren hat, widerstrebt es mir, Arbeit zur Pflicht zu machen. Arbeit als Beitrag zur Erhaltung der Gedenkstätte, als Mahnmal für uns und die kommenden Generationen, kann nur freiwillig erfolgen. Sollte eine solche Arbeit tatsächlich verweigert werden, scheint es mir lohnend, mit dem Jugendlichen über die Gründe seiner Haltung ins Gespräch zu kommen.
5. Nehmen Skinheads am Projekt teil, so wird erwartet, dass sie die Gedenkstätte nicht in ihrer Skinheadkleidung betreten. Ebenfalls ist es für mich klar, dass bei der Arbeit in der Gedenkstätte kein Alkohol getrunken werden kann. Ich begründe diese Forderung damit, dass ich die Gedenkstätte auch als einen Friedhof ansehe und der Respekt gegenüber den Toten ein solches Verhalten verlangt. Nicht zuletzt auch die Überlebenden, die Auschwitz besuchen, können im Auftreten eines Skins eine massive Provokation sehen.
6. Es hat sich als sinnvoll erwiesen, den Anteil rechtsorientierter Jugendlicher innerhalb einer Gruppe äußerst gering zu halten. Nehmen mehrere rechte Jugendliche an einem Projekt teil, sehe ich die Gefahr, dass sie sich in ihrem subkulturellen Verhalten gegenseitig bestärken und so kaum erreichbar sind. Es könnte eine Dynamik entstehen, die den am Anfang angedeuteten provokativen Besuchen rechter Jugendlicher in Gedenkstätten entspricht.
7. Neben dem gruppenspezifischen Aspekt erachte ich es auch als sinnvoll, dass die mitfahrenden Jugendlichen zu einem der sie begleitenden Erwachsenen in einer tragfähigen, vertrauensvollen Beziehung stehen. Dies schafft, neben der Möglichkeit

der sozialen Disziplinierung, die Voraussetzung, dass der Prozess der Auseinandersetzung mit den im Projekt gemachten Erlebnissen, die unter Umständen tiefe Schichten der Persönlichkeit ansprechen, auch nach dem Projekt noch weiter begleitet werden kann. Darüber hinaus können Jugendliche und Erwachsene gemeinsam in öffentlichen Veranstaltungen, sei es in den Schulen, der Universität, im Jugendzentrum oder bei einschlägigen Tagungen, wie es schon mehrfach in Rostock praktiziert wurde, über ihre Erlebnisse berichten.

Ich will nun abschließend auf die nicht unbedeutende Frage nach dem Erfolg solcher Projekte eingehen. Mir wird diese Frage eigentlich ständig gestellt, wobei mir dabei auffällt, dass kaum jemand auf die Idee käme, diese Frage auch an eine Schulklasse oder an eine Gruppe Zivildienstleistender zu stellen. Warum, so frage ich, steht gerade die Arbeit mit sozial Benachteiligten unter einem Legitimationsdruck, ja sogar noch unter dem Verdacht, nicht legitim zu sein?

Sie werden sicherlich nicht verwundert sein, wenn auch ich Ihnen keine empirisch abgesicherten Daten zu liefern vermag. Die Wirkungsforschung zu Gedenkstättenbesuchen scheint überhaupt nur in marginalen Ansätzen zu bestehen.<sup>8</sup> Dennoch will ich ein paar zögerliche Antworten wagen. Ich zitiere den 18jährigen Matthias, der als Skinhead bei den schon genannten Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen beteiligt war. Er schreibt in einem Abschlussprotokoll: "Es hat sich gelohnt! Die Erwartungen, mit denen ich hergefahren bin, wurden mehr als zur Genüge erfüllt. Der Eindruck, den mir der Besuch in Auschwitz I und Birkenau vermittelt hat, macht mich stärker betroffen, als ich es erwartet hatte, und ich war gezwungen, nochmals über meine Meinung über das Konzentrationslager nachzudenken... Ich habe meine Meinung nicht grundlegend geändert, aber auf jeden Fall habe ich Respekt vor Menschen aus anderen Ländern bekommen. Um die ganzen Eindrücke

---

<sup>8</sup> Rathenow/Weber: Gedenkstättenpädagogik - Versuch einer Bilanz. In: Jahrbuch für Pädagogik. Auschwitz und die Pädagogik. Frankfurt 1995, S.273 - 304.

zu verarbeiten, werde ich noch einige Zeit brauchen... Auschwitz muß jeder einmal gesehen haben".<sup>9</sup>

Aus den Erfahrungen der vergangenen Projekte glauben wir zu wissen, dass es durchaus Sinn macht, auch mit Jugendlichen nach Auschwitz zu fahren, die sich selbst als politisch mehr rechts definieren und die mit innerer Überzeugung Skinheads sind. Ziel kann es allerdings nicht sein, um es einmal bildhaft auszudrücken, mit einem Glatzkopf nach Auschwitz zu fahren, um dann mit einem blond gelockten Jugendlichen wieder zurückkehren zu können. Auf Matthias und all die anderen bezogen heißt das, nicht zu erwarten, dass er sich möglicherweise noch in Oswiecim von seiner Ideologie verabschiedet und zu Hause dann von der Skingruppe distanziert. Eine über mehrere Jahre eingelebte Identität kann nicht von heute auf morgen aufgegeben werden. Es geht, wie oben schon erwähnt, vielmehr darum, Jugendlichen authentische Informationen an die Hand zu geben, damit sie eine Chance bekommen, ihre Position zu überdenken. Wer erwartet, dass Jugendliche, die sich mit Auschwitz auseinandergesetzt haben, keine Juden- oder Türkenwitze mehr erzählen oder sich gar Ausländerinitiativen anschließen, überfordert die Jugendlichen und sich selbst.

Es bleibt auf alle Fälle positiv festzuhalten, dass Matthias und die hier namentlich nicht genannten Jugendlichen sich auf das Projekt eingelassen haben. Wir wissen sehr wohl, dass dies nicht selbstverständlich ist. Nicht wenige haben das Angebot, mitzufahren, abgelehnt. Darüber hinaus haben gerade die mitgefahrenden Jugendlichen aus Rostock in unterschiedlichen Kreisen, sei es in der Schule, der Kirchengemeinde, an der Universität oder bei verschiedenen Tagungen zu diesem Thema über das Projekt und ihre Erlebnisse berichtet.

Nach Auschwitz fahren bedeutet, und dies trifft meiner Auffassung nach auf alle Teilnehmer zu, sich mit seiner Identität, mit seiner Bio-

<sup>9</sup> Nickolai, W.: Gedenkstättenpädagogik mit sozial benachteiligten Jugendlichen. Freiburg 1996.

graphie auseinanderzusetzen. Dies mag gerade für Skinheads ein langer, schwieriger und möglicherweise auch schmerzhafter Prozess sein.

Positive Erfahrungen habe ich auch mit Jugendlichen aus dem Strafvollzug gemacht. Gleichsam exemplarisch will ich darauf hinweisen, dass ein Jugendlicher, der zweimal mit Gruppen aus Adelsheim am internationalen Jugendzeltlager in Dachau teilgenommen hat, auch nach seiner Entlassung wieder zum Zeltlager angereist kam und dort mit uns gemeinsam weiterarbeitete. Dies halte ich schon insofern für bemerkenswert, als es sich um einen jungen Mann handelte, der sehr intensiv in einer rechten Gruppierung verwurzelt war. Als 17-jähriger hatte er sich an einem Überfall auf Asylbewerber, die in einem Wohncontainer untergebracht waren, beteiligt und sich der schweren Körperverletzung schuldig gemacht. Während der Haftzeit pflegte er Kontakt zu rechten Parteien, soweit dies trotz Briefzensur möglich war. Die Hilfsorganisation nationaler Gefangener (HNG) rief in ihren einschlägigen Publikationen zur Aufrechterhaltung des Briefkontaktes zu ihrem "Kameraden" auf.

Dass die Konfrontation mit Auschwitz auch noch nach zehn Jahren und mehr nicht abgeschlossen ist, wurde mir in den vergangenen Wochen wieder deutlich. Mitte März rief mich ein ehemaliger Insasse der Vollzugsanstalt Adelsheim an. Er hatte 1987 an einem Projekt in Auschwitz, das wir damals gemeinsam mit der Fachhochschule Esslingen durchgeführt haben, teilgenommen. Das Projekt wurde von einem Kamerateam des Südwestfunks begleitet und dokumentiert. Nun war er auf der Suche nach einem Videomitschnitt, um seine damaligen Erlebnisse jetzt auch mit seiner eigenen Familie teilen zu können.

Nachdenklich stimmte mich der Kommentar eines ehemaligen Insassen, der 1986 an unserem ersten Auschwitz-Projekt teilgenommen und zu dem ich zehn Jahre später wieder Kontakt hatte. Ich wollte von ihm wissen, wie er im Nachhinein die Fahrt nach Auschwitz sieht. Zunächst erzählte er mir über seinen Werdegang nach der Entlassung. Er hatte in



---

der Vollzugsanstalt Adelsheim noch das Abitur gemacht und dann Betriebswirtschaft studiert. Nach dem Vordiplom brach er das Studium ab. Es folgten, wie er selbst sagt, die fünf schlimmsten Jahre seines Lebens. Er war schwer drogenabhängig, konnte aber mit Hilfe einer stationären Therapie den Ausstieg schaffen. Er hatte dann 1996 – in der Zwischenzeit 30 Jahre alt – eine Ausbildung als Fotodesigner beendet und hoffte, irgendwann ein eigenes kleines Fotogeschäft eröffnen zu können. Ob es ihm gelungen ist, weiß ich leider nicht. An der Gedenkstättenpädagogischen Arbeit in Auschwitz war ihm wichtig, erfahren zu haben, wozu ganz normale und unauffällige Menschen fähig sind. Er verwies dabei auf die Tagebuchaufzeichnungen von Rudolf Höß, der ja ein liebevoller Familienvater gewesen sein soll. Vor diesem Hintergrund habe sein Glaube an die Menschheit dabei sehr gelitten.